

Freud ein Seelenleben angenommen haben, das jenseits des Bewußtseins steht, allerdings nicht unter dem Namen des „Unbewußten“. Man erinnere sich z. B. an die aristotelisch-thomistischen Theorien der Aktualität und der bloßen Wirkmöglichkeit. Ohne daß man den Namen des Unbewußten kannte und seine Bedeutung würdigen konnte, nahm man doch an, daß von dieser Region eines ganzheitlichen Seelenlebens Einflüsse und Anregungen in das bewußte Seelenleben reichten. Gewisse Hinweise in die Richtung dieser Gedanken bietet Brentano, dessen Vorlesungen und auch ein Leseseminar Freud als Student in Wien besuchte. Über Brentano spricht das vorliegende Buch an mehreren Stellen, die allerdings in ihrer Kürze auf die eben gestellten Fragen nicht eingehen: „Akt-Psychologie: Synthese zwischen naturwissenschaftlichen und philosophisch-psychologischen Erkenntnissen“ (214 f.) sowie „Psychoanalyse und Akt-Psychologie“ (222 f.).

Der größte Teil des Buches ist Freud und seiner Psychoanalyse gewidmet (15–123). P. berichtet dabei über die Entstehung und Entwicklung der Freudschen Theorien während der Breuer-Periode (25–42) und ihre theoretische Fortentwicklung in der Fließ-Periode (43–66). Andere Abschnitte beschäftigen sich mit der Sexualtheorie Freuds (73–89), der metapsychischen Konstruktion seiner Ichpsychologie (90–106) sowie seiner allgemeinen Theorie der Neurosen (106–114). Über die Kritik, auf die diese Theorien aus den Kreisen der Neopsychoanalyse bei Horney, Fromm und Sullivan gestoßen sind, orientiert der Abschnitt „Grundlagen der Neopsychoanalyse“ (155–174). Die Kritik bzw. die Weiterführung der Theorien Freuds bezieht sich bei K. Horney auf die Libido- und Neurosentheorie Freuds, bei Fromm auf die Persönlichkeitstheorie, bei Sullivan auf die Probleme der zwischenmenschlichen Beziehungen. Auch Adler und die von ihm begründete Individualpsychologie (124 ff.) hat hier die Begrenzungen der Psychoanalyse Freuds gesehen und sie durch seine vom Gemeinschaftsgefühl und Minderwertigkeitsgefühl her konzipierte Neurosentheorie zu überwinden gesucht. Auch andere „Abtrünnige“ haben an den Theorien Freuds Ergänzungen vorgenommen bzw. sie beiseite geschoben. Das gilt besonders von C. G. Jung, seinem völlig anderen Libidobegriff und seiner Lehre vom persönlichen und kollektiven Unbewußten (129 ff.).

An die philosophischen und anthropologischen Grundlagen der Tiefenpsychologie und auch der modernen Psychotherapie führt das Kapitel: Zur Situation der Daseinsanalytik heran (125–242), in dem (mit der gebotenen Kürze, die deshalb auch einige Wünsche übrig läßt) nicht nur Husserl, Heidegger und Jaspers, sondern auch z. B. die Existenzanalyse und Logotherapie Frankls behandelt wird. – Eine Reflexion auf die in diesem Buch dargelegten ideengeschichtlichen und gedanklichen Zusammenhänge mit philosophischen und anthropologischen Theorien nicht nur der unmittelbaren Gegenwart, kann für Tiefenpsychologie und Psychotherapie anregend und fruchtbar sein.

L. Gilen S. J.

Hörmann, Hans, *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 230). Frankfurt: Suhrkamp 1978. 553 S.  
Ders., *Psychologie der Sprache*. Berlin: Springer, 2. überarb. Aufl., 1977. XIII/223 S.

Die beiden Bücher von H. Hörmann „Meinen und Verstehen“ (abgk: MV) und „Psychologie der Sprache“ (abgk: PS) bilden thematisch eine Einheit. Durchgängig findet sich in ihnen ein Ringen um jene sprachpsychologische Sicht, die möglichst wenig von den Eigentümlichkeiten des Phänomens menschliche Sprache unterdrücken will. Dies bringt eine große Bandbreite referierter Methoden und Experimente mit sich. H. läßt den Leser in der Flut dieser Fakten aber nicht ertrinken. Rückblicke und eingeschobene Reflexionen holen den Leser immer wieder zurück zu den großen Leitfragen, die in beiden Büchern den Duktus der Gedanken in Bewegung halten, etwa: Welchen Zweck erfüllt die menschliche Sprache? Wo und unter welchen Umständen gebrauchen wir Sprache? Mit welchen Mitteln realisiert sich menschliches Sprechen als Teil menschlicher Kommunikation?

(1) Diese Leitfragen sind genuin sprachpsychologisch. Sie signalisieren das emanzipierte methodische Bewußtsein der Sprachpsychologie im Anschluß an die Auseinandersetzung um die linguistischen Thesen der Generativen Grammatik (abgk: GGr). Es geht nicht mehr um eine spezielle Sprachpsychologie, bekannt unter dem Stichwort

Psycholinguistik, die sich von anderen, nichtpsychologischen Theorieansätzen die Eigenart ihres Untersuchungsgegenstandes vorschreiben läßt (z. B. Informationstheorie, Behaviorismus, formale Logik, GGr; vgl. MV, Kap. II; PS, Kap. I); es geht vielmehr um eine allgemeine Sprachpsychologie, für die man zu Beginn der empirischen Untersuchungen noch keine definitive philosophische oder wissenschaftstheoretische Basis dekretieren kann (PS 21). Die Eigenart des Objektes und die unterschiedlichsten Fragestellungen erzwingen zunächst einen Methodenpluralismus (PS 3). Ein zusammenhängendes Bild der menschlichen Sprache mit all ihren Facetten ist, so gesehen, eine Zielgröße für die Zukunft, die sich – wenn überhaupt – nur einlösen läßt durch immer neue listenreiche Annäherungen an das Phänomen selbst: die Sprache im Vollzug.

(2) Das Buch „Meinen und Verstehen“ (Erstveröffentlichung 1976) ist geprägt durch die extensive Diskussion des linguistischen Paradigmas wie es die GGr in den 60er und 70er Jahren hervorgebracht hatte. In Absetzung von der informationstheoretischen und behavioristischen Sprachkonzeption hatte die GGr den idealen Hörer/Sprecher präsentiert. Bezüglich dessen (idealer) Kompetenz wurde ein Regelwissen veranschlagt, das ihn befähigt, kreativ alle jene Sätze zu erzeugen, die er für seine Zwecke braucht sowie alle grammatisch korrekten Sätze zu identifizieren. Und da sich diese Kompetenz mit den damals bekannten behavioristischen Lerntheorien nicht hinreichend erklären ließ, postulierte man einen angeborenen Sprachlernmechanismus („Language-Acquisition-Device“, „LAD“ genannt), der für alle Menschen kulturinvariant – also universal – gültig sein sollte (MV, Kap. III). Bald zeigte sich aber, daß sich diese Theorie der GGr einer empirischen Kontrolle entzieht. Der Begriff der Kompetenz ist ein rein theoretisches Postulat ohne jede empirisch relevante Beziehung zur Performanz, d. h. zum empirisch feststellbaren tatsächlichen Sprachverhalten eines Sprechers (MV 49–56). „Die Kompetenztheorie [ist dadurch] vor jedem potentiell für sie gefährlichen Kontakt mit der sprachlichen Realität des Alltags geschützt“ (MV 54).

(3) Eine weitere grundlegende Schwäche der GGr ist das völlige Fehlen einer Semantik (MV 65) bzw. der erst nachträgliche Einbau einer solchen „genau an dem Punkt, an dem die Grammatik ausscheidet“ (Katz und Fodor, zit. nach MV 68), d. h. unter Voraussetzung einer Theorie, die als solche ganz und gar unempirisch war bzw. ist. Hier setzt H. vom sprachpsychologischen Standpunkt aus an. In verschiedenen Anläufen prüft er die implizite Annahme vom statischen Charakter der Bedeutung. In dieser Annahme werden die Wörter gleichsam als Fertigteile angesehen, die sich nach dem Kommando der Syntax in eine Links-Rechts-Reihe anordnen (MV 121). Insofern nun das Lexikon der Linguisten gleichzusetzen ist mit der semantischen Dimension, mit der Bedeutung, und diese wiederum mit dem Gedächtnis der Psychologen, gewinnen die gedächtnispsychologischen Ergebnisse Relevanz für diese Diskussion (MV 142). Hier zeigt sich dann u. a., daß ein Wort durch ganz verschiedene Arten von Kennzeichen spezifiziert sein kann, die nicht alle automatisch beim Erscheinen dieses Wortes aktiviert werden müssen, sondern „je nach der Situation“ der eine oder der andere (MV 171). Das Verhältnis zwischen diesen verschiedenen Merkmalen ist also nicht so sehr ein logisches, sondern ein kognitiv psychologisches (MV 158).

(4) Diese durch die gedächtnispsychologischen Befunde nahegelegte Argumentationsrichtung findet weitere Bestätigung, wenn man den Blick auf größere Einheiten lenkt, z. B. auf den Satz. Die Dominanz der Syntax über die Semantik wurde zwar schon von Chomsky selbst durch die Unterscheidung „Tiefenstruktur – Oberflächenstruktur“ aufgebrochen. Auslöser für diese von ihm getroffene Unterscheidung waren Probleme semantischer Natur gewesen (die Tatsache unterschiedlicher Bedeutung von zwei Sätzen mit „gleicher Oberflächenstruktur“). Verschiedene (empirische) Befunde legen nun die Einsicht nahe, „die bislang Annahme, daß Produktion und Verstehen eines Satzes immer an ein und derselben Stelle des Flußmodells (d. h. nach Anlegen einer festliegenden Serie von Kriterien) als vollendet („richtig“, „wohlgeformt“, „verständlich“, „sinnvoll“ . . .) erklärt werden, ist nicht haltbar“ (MV 192). Dies bedingt eine grundsätzliche Änderung des bisherigen Modells. In der aus dieser Problemstellung hervorgegangenen Generativen Semantik (Fillmore, McCawley, Chave u. a.) wird die semantische Dimension nun mit in die „Prozesse“ der Tiefenstruktur einbezogen. Die Grenzen zwischen Syntax und Semantik beginnen zu verschwimmen (MV 219). Der kognitiv verstandene Begriff der Präsupposition gewinnt mehr und mehr Bedeutung. Präsupposition ist ein Begriff auf der Ebene der Kommunikation, nicht der der Grammatik. Präsuppositionen verankern den Satz in der Welt, die Sprecher und Hörer ken-

nen (MV 239). Damit zeigt sich die semantische Struktur als etwas nicht auf sprachliche Bestände Beschränktes (MV 237). Semantische Einheiten sind niemals isoliert, sondern in mehr oder minder komplexe Konfigurationen eingebettet (MV 242). Auf dieser Linie liegt auch die russische Sprachpsychologie. Von vornherein entschieden biologisch-physiologisch-genetisch orientiert, geht sie aus von semantischen Beständen, die mittels verschiedener interner Codes über verschiedene Sprachverarbeitungsebenen die Wortreihe des schließlich gesprochenen Satzes aufbaut (vgl. MV, Kap. X).

(5) Das hier sichtbar werdende Bemühen, die Ursprünglichkeit und Eigenständigkeit der semantischen Dimension gegenüber den engen Ambitionen der GGr ins rechte Licht zu rücken, wird in PS ergänzt durch den Versuch, auch die Besonderheit der grammatischen Dimension gegenüber der Semantik herauszuarbeiten. Einleitend finden sich hier ausführliche Darstellungen zu sprachlichen Wahrnehmungsprozessen (PS, Kap. IV und V). H. nimmt hier die Position ein, daß die Welt, in die hinein wir leben, uns nicht amorph gegenüber tritt, sondern nach Wahrscheinlichkeiten profiliert. Dies bedeutet für jegliche Wahrnehmung jeweils ein Hinausgehen über die tatsächlich gegebenen (physikalischen) Informationen. Dies geschieht z. B. dadurch, daß ein in einer Information dargebotenes Objekt bei seinem Auftreten einer Klasse zugeordnet wird oder daß aufgrund des vorhandenen Wissens um die verschiedenen wahrscheinlichen Möglichkeiten die aktuell nicht vorhandenen Elemente ergänzt werden (PS 62 f.). Diese zunächst gelernten, dann gewußten Wahrscheinlichkeiten wirken somit zurück auf das Analyseprogramm des Sinnesapparates und konstituieren damit Wahrnehmung im eigentlichen Sinne. Der probabilistische Charakter der Wahrnehmung reicht aber nicht aus, das gesamte Phänomen der Sprachverarbeitung zu erklären. Die Grammatik als eine selbständige gesetzmäßige Struktur schafft Beziehungen in einer Sequenz von Worten, die nicht mit den feststellbaren probabilistischen Relationen zusammenfallen. Sprache ist kein bloßer Markoff-Prozeß (PS 135–138). Bei der Verarbeitung von Sätzen muß offensichtlich von der Gegebenheit mehrstufiger Einheiten ausgegangen werden (PS 139). Die Annahme eines sequentiell-hierarchischen Modells mit gleichzeitigen Verarbeitungsprozessen auf mehreren Ebenen wird ergänzt durch die Annahme eines im Sprecher/Hörer wirksamen Planes (Programmes, Impulsfigur), mit dessen Hilfe das Sprachgeschehen gesteuert wird (PS 141 f.). So zeigt z. B. der „Klick-Versuch“ von Fodor, Bever, daß die durch den Satzanfang eingeleitete und vorausgreifende Erfassung der linguistischen Struktur die Wahrnehmung auch dann determiniert, wenn dafür keinesfalls wahrnehmungsmäßige (akustische) Signale zur Verfügung stehen (PS 143 f.). In diesen Zusammenhang gehören auch die Ergebnisse der Pivot-Grammatiken. Alternativ zu den reinen Nachahmungstheorien bzw. dem Nativismus der GGr können sie deutlich machen, daß das Sprachverhalten von Kindern regelgeleitet ist. Solche Regeln (bzw. Strategien) lassen sich bis in die vorsprachliche Phase zurückverfolgen (PS, Kap. XI; MV, Kap. XI und XII).

(6) Dieses sind einige der Thesen, die H. in den beiden Büchern entwickelt. Ausdrücklich hinweisen sollte man vielleicht noch auf die ausgesprochen „handlungstheoretische Konnotation“ seiner Überlegungen. Schon bei der Diskussion der Bedeutung (hier sei auf die weiteren ausführlichen Erörterungen in PS Kap. VI und VIII wenigstens noch hingewiesen) und des Verhältnisses von Syntax und Semantik war ja sichtbar geworden, wie das jeweilige Weltwissen sowie die jeweilige kommunikative Situation in das aktuelle Sprechgeschehen hineinwirken. Und auch die entwicklungspsychologischen Analysen hatten die Annahme nahegelegt, daß auch schon vorsprachlich die Situation durch die Bedürfnisse und das Verhalten der in ihr auftretenden Personen intentional strukturiert ist. Das Kind versteht zuerst nicht das, was ein Wort meint, sondern was der zu ihm sprechende Mensch meint (PS 166 f.). Hier kommt u. a. Piagets Konzeption von der sich aus der Interaktion mit der Umwelt entwickelnden „Objektkonstanz“ (zu der auch Elemente des Verhaltens zählen) zur Geltung (PS 165). So kann man z. B. die Ein-Wort-Sätze bisweilen als Quasiprädikationen auffassen; das „grammatische Subjekt“ des Satzes wird dabei durch die empirische Situation selbst (durch ganz bestimmte in ihr vorkommende Objekte) gestellt (PS 175). Dieses reziproke Verhältnis von Sprache und Situation bleibt auf den „entwickelteren“ Stufen der sprachlichen Äußerungen – selbst noch bei den Erwachsenen – erhalten. Je nach Situation können sprachliche Äußerungen erheblich verkürzt werden. So kommt H. zu der Formulierung: „Sprache ist Fortsetzung des Handelns mit anderen Mitteln“ (PS 166 f.). Etwas anders gewendet und in einen anderen Kontext versetzt legt sich als

weitere Formulierung nahe: Sprachtheorie ist nur als Teil einer Handlungstheorie möglich.

(7) Für jeden, der sich heutzutage ernsthaft mit Sprache beschäftigt – sei es als Linguist, Psychologe, Philosoph oder Theologe – erscheint eine Beschäftigung mit den von H. angeschnittenen Themen unumgänglich. Das große Verdienst der beiden Bücher von H. liegt aber nicht nur darin, daß in ihm der Umkreis des Phänomens Sprache und der hier relevanten empirischen Forschungen sehr weitreichend ins Bild gesetzt wird, sondern nicht zuletzt auch in der Herausarbeitung der noch zu lösenden Fragen.

(8) Ein Problemkreis sei hier herausgegriffen. Seine Darstellung relativiert nicht nur nachdrücklich den Absolutheitsanspruch des generativen Paradigmas, sondern bringt damit allererst die tiefliegende Problemstellung des Verhältnisses von Syntax und Semantik auf ihren Begriff. Andererseits muß man nüchtern sehen, daß die neue Arbeitshypothese von dem Zusammenwirken von Syntax und Semantik schon zu Beginn einer Satzproduktion, genauer: daß die verfügbaren „sprachlichen semantischen Bestände“ unter Berücksichtigung der „kommunikativen Erfordernisse (= nichtsprachliche semantische Bestände)“ mit Hilfe eines syntaktischen Musters zu einer „grammatisch ausgereiften Wortfolge“ zusammengebaut werden, vorerst auch nur den Charakter einer allgemeinen Richtungsangabe für weitere Untersuchungen hat. Ein Linguist z. B., der vor der Aufgabe steht, zu einer konkreten Sprache (z. B. gesprochenem Chinesisch) eine Grammatik zu erarbeiten, die nicht einfach „von außen willkürlich übergestülpt“ ist, und dessen primärer Ausgangspunkt nun einmal die Oberflächenstruktur einer Sprache sein muß, kann aus der neuen Arbeitshypothese noch keine konkreten Handlungsanweisungen übernehmen; wohl ist er gewarnt vor der Naivität des generativen Paradigmas. Ähnlich wird auch der Sprachphilosoph und Erkenntnistheoretiker an dieser neu gewonnenen sprachpsychologischen Position nicht achtlos vorbeiziehen können. Fragen des Verstehens, der Bedeutung, der Wahrheit etc. sind nun einmal von der jeweiligen Sprachauffassung nicht zu trennen. Was jedoch sind die konkreten Konsequenzen? Sind z. B. die gängigen Wahrheitstheorien von hier aus neu zu überdenken? Oder, ganz grundsätzlich, kann die Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie sich überhaupt noch methodisch von dieser Art Sprachpsychologie abgrenzen? Ist möglicherweise eine so verstandene Sprachpsychologie als Teil einer realitätsbezogenen Sprachphilosophie anzusehen, gleichsam als ihr „empirischer Unterbau“? Diese und eine Reihe weiterer Fragen stellen sich ein, wenn man als Philosoph die Bücher von H. ernst zu nehmen versucht (H. selber diskutiert den Beitrag der Philosophie in eigenen Kapiteln, vgl. MV, Kap. IX und PS, Kap. VII). G. Döben S. J.

Meyer, Joachim E., *Todesangst und das Todesbewußtsein der Gegenwart*. Berlin–Heidelberg–New York: Springer 1979. 130 S.

Der Autor, Professor der Psychiatrie an der Universität Göttingen, greift eines der heikelsten Probleme unserer Zeit auf: Er konfrontiert die Todesangst des Individuums, die sich in Lebenskrisen, Neurosen, im Suizid usw. äußert, mit dem allgemeinen Todesbewußtsein der Öffentlichkeit, die den Tod weithin in die Abgeschiedenheit der Krankenhäuser verdrängt hat: „Es geht in der öffentlichen Diskussion heute gerade nicht um den Tod, sondern um das Sterben“ (5). Dieser Feststellung des Autors kann man ohne Vorbehalt zustimmen. Andererseits wird jedoch auch der Ruf nach dem „Recht auf den eigenen Tod“, nach dem „Recht auf den natürlichen Tod“ immer lauter. Auf der Grundlage der Erkenntnisse der modernen Medizin und Psychiatrie sowie im interdisziplinären Gespräch mit neuerer Theologie (A. Auer, L. Boros, E. Jüngel, K. Rahner) und Philosophie (M. Heidegger) geht der Autor dem Phänomen des Todes und den es umgebenden Problemen nach, wie Euthanasie, Suizid und thanatophobe Neurosen. Wie verhalten sich Todesbewußtsein und Unsterblichkeitsvorstellungen zueinander? Wie läßt es sich leben angesichts des Todes? Auf rund 120 Seiten vermittelt der Autor einen knappen Überblick über die Problematik, wobei vieles allzu knapp gerät. Einzelfragen können daher nur berührt, aber nicht ausdiskutiert werden. Theologische bzw. philosophische Überlegungen werden so verkürzt wiedergegeben, daß sie im vorliegenden Zusammenhang groben Mißverständnissen ausgesetzt sind. Geschichtliche Hinweise werden nicht hinreichend erläutert: Worin bestand z. B. die T 4-Aktion der Nazis (vgl. 12)? Fremdsprachliche Zitate werden oft nicht ins Deutsche übersetzt; häufig werden Zitate ohne genaue Herkunftsangabe angeführt. Zwar wer-